

# Aus bewegten Tagen [Schluss]

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572098>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihm wohl keiner streitig gemacht. Er war nicht im Besitz von Medaillen und Ehrenzeichen, obwohl er sie vielfältig verdient hätte; fröhlich überließ er andern die oft un- verdiente Ehre.

Bis zur Dämmerung streifte er in Wald und Flur, und verfinsterte sich auch zuweilen der Himmel und klatschten schwere, sommerliche Regentropfen auf seinen Strohhut, er wußte sogleich ein Unterstandquartier, ein Hüttchen in der Nähe, wo er dann eifrig komponierend und versuchend in seinem Skizzenbuch die Seiten mit Hirten, Ziegen, Nymphen u. s. w. füllte, bis der herein- brechende Abend ihn ermahnte, den letzten Gang zu unternehmen: zum „Sitz“. Der „Sitz“ war ein gerodeter Platz, mit herrlichem Ausblick ins Haslital; tief unten fließt die eingedämmte Aare durch fruchtbares Land. Der Blick schweift bis Meiringen, wo sich das Tal scheinbar dem Auge schließt. Schon liegen die Abend- schatten darüber, wenn der Meister den „Sitz“ erreicht; aber die Berge leuchten noch in röthlichem Widerschein. Sein Auge ruht auf dem geliebten Hasliberg und auf dem ewigen Schnee des Triftgebets und läßt nicht ab im Schauen, bis der letzte Schein verglüht. Der kühle Bergwind weht, und heimkehrende Landleute geleiten unsern Maler heiter plaudernd zurück ins Dorf. Ist nun die kleine Gesellschaft um die Lampe versammelt, so zieht es der Meister vor, nach alter Regel seine zwei Zigarren auf der Bank unten an der Haustreppe zu rauchen. Ganz im Finstern. Ueber den Bergen ein Weiterleuchten und der Himmel voller Sterne. Auch hier werden Erinnerungen wach. Freunde, die längst abgeschrieben, reden wieder von ihren Erbenschiedsalen.

Ein Gedicht von Leuthold klingt an unser Ohr. Ja, beinahe hätte ich sie vergessen, seine Gabe, treffliche Stellen aus Gedichten, ja ganze Gesänge vorzutragen. Rhythmisches Gefühl hatte Grob, Freude am gebundenen Wort und ein trefflich Gedächtnis. So verfloßen die Spätsommertage, harmonisch, wie sein Lebensabend selbst.

Schwere Gewitter mit nachfolgenden kalten Nieder- schlägen tun der Landschaft den ersten ernsthaften Schaden an. Bald wird es heißen:

Der Sonne muß scheiden,  
Der Sommer ist hin!

Meister Konrad bekommt Sehnsucht nach seinen Bildern, und an einem Sonntag, wenn der Himmel mit schon herbstlich tiefer Bläue aufgeht, läßt er sich von der Rothornbahn dahin bringen, wohin sein sonst so rüstiger Fuß ihn doch nicht mehr tragen kann: hin- auf nach jenen Höhen, wo sich die Grenzen der Erde auflösen, wo der ewige Schnee sich mit den Wolken mischt. Hier nimmt der Meister Abschied von der Heimat, die er über alles liebt. Wer weiß, ob er sie im kom- menden Jahr wieder betritt!

So rüstig, wie er kam, so wandert er auch jetzt den Brünig hinauf. Der Abschied von uns allen ist kurz. „Chömed denn wieder!“ klingt's ihm nach. Sein Gesicht ist braun gebrannt; eine lustige Künstlerkrawatte, ein Schlapphut zeigen an, daß er der Stadt zustrebt, und keiner von uns denkt, daß wir das freundliche Bild zum letzten Mal scheidend vor uns hatten.

Dir gab ein Gott in holder steter Kraft  
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft!

Richard Schupp, Innersiedlerchen.

## Zu unsern drei Kunstbeilagen.

Konrad Grob, der, am 3. September 1828 zu Niederwil bei Andelfingen (St. Zürich) geboren, den 9. Januar dieses Jahres als geschätzter Schweizer Maler in München die Augen geschlossen, hat unsere Zeitschrift bereits im fünften Heft ihres vierten Jahrgangs eine ganze Nummer gewidmet. Selbst das Titelblatt jener Nummer, das uns ein trauliches „Schweizer- heim“ vorführt, geht zurück auf eine Originalzeichnung von Grob. Vier Kunstbeilagen und drei Illustrationen im Text begleiten den Aufsatz von Albert Geßler, in den Auszüge aus einer Selbstbiographie verflochten sind. Dem Selbstbildnis aber, das jene Nummer einleitet, ist ein anderes vorausgegangen als Titelblatt zum elften Heft des dritten Jahrgangs; es zeigt das sympathische Gesicht noch ziemlich jünger, auf dem Kopf den weichen, breitkrämpigen Filz, im Mund das Pfeifchen, das auch unser Zeichner Ernst Württemberg als Charakteristikum nicht vergessen hat. Markige, derbe Züge sind's, fast die eines Bauern: man merkt es wohl, daß sich dieser Mann durch eigene Kraft emporgerungen hat. — Als glückliche Fügung dürfen

wir es betrachten, daß wir hier nebst den intimen Erinnerungen an Grob aus der Feder eines jüngern Kollegen und Freundes drei seiner letzten Bilder als Kunstbeilagen bieten können. Noch kurz vor Weihnachten hat uns der Meister die Photographien ein- gefandt „in der Meinung, daß es den Lesern der ‚Schweiz‘ nicht unangenehm sein werde, wieder einmal etwas von Grob zu sehen“, zumal alle drei passende Motive seien, das Karnevalsbild, die Idylle (Landschaft) und das Genrebild „Trugköpfechen“. Noch vor Ablauf des Jahres wurden wir handelseinig, und Meister Grob wünschte uns „ein frohes Neujahr sowie auch der ‚Schweiz‘ eine große Abonnentenzahl“. — Das Karnevalsbild hätten wir ohnedies auf die Fastnachtszeit in unserer Zeitschrift erscheinen lassen. Ein echter „Grob“ aber denkt uns vorab das „Trug- köpfechen“ betitelte Gemälde zu sein. Es ist bereits auf der Winterthurer Weihnachtsausstellung gesehen worden; alle drei Bilder aber dürften dem künstlerischen Nachlaß von Konrad Grob angehören, den die Kunstvereine von Winterthur, Zürich und St. Gallen demnächst zur Ausstellung bringen wollen.

D. W.

## Aus bewegten Tagen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Schluß).

Das war viel auf einmal. Die beiden Schweizer mochten sich jener Fabel vom gutherzigen Bauern erinnern, der die erstarrte Schlange an seinem Busen erwärmte, und es wäre den Mann ein Kleines gewesen, das züngelnde Viperehen zu erdrücken. Sie tatens nicht. Dafür suchten sie — unter ihnen war der Friede so-

fort hergestellt — in sprudelnder Rede und in fließendem Französisch den Ausländer zu belehren, daß General Herzog weder von Baden noch von Preußen ein Kom- mando übernommen, daß er ein Schweizer sei, so gut wie jeder andere, und fast sein ganzes Leben dem Dienst der Eidgenossenschaft gewidmet habe.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

«Duc est due!» meinte der Franzose und schüttelte ungläubig den Kopf. Da wurde sogar der besonnene Nestel erbittert und erklärte unverhohlen: „Das ist ja das Unglück Frankreichs, die unglaubliche Ignoranz in allen Ständen bis in die Regierungsbureaux, bis in die Abgeordnetenkammer! In der Armee desgleichen! Soldaten nicht allein, auch die Offiziere wissen nicht, was in andern Ländern jedem Schulkind bekannt ist!“

Auch der Doktor, der sonst durchaus von französischen Sympathien erfüllt war, fand sich veranlaßt, an den Ausspruch anzuknüpfen, daß Frankreich der Hort der Freiheit sei: das könne man vielleicht wieder sagen, wenn es seine Wiedergeburt glücklich überstanden habe, und die sei im höchsten Grad nötig geworden.

Da sich der Drittmann wie ein Pulverfäßchen zwischen zwei heißen Defelein sah, konnte es ihm nur lieb sein, daß Trompette plötzlich durch lautestes Gewieher bekannt gab, wie sie zu ihrem Namen gekommen; sie hielt nämlich zugleich vor einem Hause an, wo ein Cheval blanc in effigie verkündete, daß hier Speis und Trank für Mann und Roß zu hoffen sei. Das vorläufige Reiseziel war erreicht.

Die drei Jahrgenossen verließen ihre Kapsel und sahen sich im Freien um; denn wer im Charabanc die Welt durchfährt, der hat es stets nur mit einer Hemisphäre zu tun, und auch von dieser sieht er nicht alles. Während der Franzose sein Mäntelchen zurechtzupfte und sein ganzes Neußere wieder in Verfassung setzte, stand Nestel einige Momente neben der offenen Schmiede, wo unter den Augen der Dorfjugend zwei Dragoner ihren Pferden Nachhilfe angebeihen ließen und wo lebhaft über Tagesneuigkeiten diskuriert wurde. An solchen fehlte es nicht, zumal es die jungen Kriegerleute darauf abzuweichen schienen, den Buben des Dorfes recht aufregende Berichte zu verkünden.

Michelet, der zufah, wie sein Schimmelchen ausgeschirrt wurde, fragte mit lauter Stimme nach dem Gemeindepäsidenten; damit trat er in den Hausflur. Zögernd folgte der Franzose, und nun kam auch Nestel, und dieser, einer Landkarte ansichtig werdend, wollte die Gelegenheit benützen, ihren Schützling über die Vertlichkeit aufzuklären. Die Landkarte war eine von denen, wo seit Jahrzehnten die Fliegen ihre strategischen Merkmale hinterlassen haben und auf der zugleich die begangenen Gegenden durch die Fingerabdrücke der studierenden Reisenden mit einer merklichen Fettschicht überzogen sind. Hier gerade suchte der Ortskundige den Landesfremden aufzuklären, wie weit sie noch von der französischen Grenze entfernt seien.

Da sie noch daran waren, die Linien durch die Krümmen des Gebirges zu verfolgen, trat ein Mann aus der Wirtsstube, fragend: „Wer sucht mich? Ich bin der Gemeindepäsident.“ Mit einem flüchtigen Blick streifte er Nestel und seinen Schützling; dann gewahrte er den herzutretenden Michelet, und diesen begrüßte er sofort, die Rechte ausstreckend, als alten Bekannten.

War der Franzose schon durch das Wort Präsident und durch dessen offenkundige Freundschaft zu seinem Gönner etwas beunruhigt worden, so wurde er nun vollkommen von Entsetzen befallen, als der Doktor mit lauter Stimme und in französischer Sprache dem Orts-

vorsteher auseinandersetzte: „Mein Freund, jetzt kommen wir an die Reihe! Wir haben die Variolen im Land. Drunten in der Säge hab' ich einen Flüchtling von Monbeliard gesprochen, der hat mir's an den Fingern hergezählt. In Belfort liegen sie zu Hunderten im Spital, und in den deutschen Batterien räumt die Seuche auch auf. Dazu ist die Erbitterung so groß, daß nicht einmal Ambulanzgegenstände den Kordon überschreiten dürfen. Jetzt begreif' ich's doppelt, daß man unsere Truppen an der Grenze so schnell reduziert hat.“

Der Gemeindepäsident, der von der Sache wohl schon mehr vernommen hatte, blieb über alle Maßen ruhig; er nötigte den Doktor in die Wirtsstube, und, da er bemerkte hatte, daß die beiden andern diesem nicht fremd seien, forderte er sie mit einladenden Blicken auf, ebenfalls an die Wärme zu kommen. Nun trat einer jener unbehaglichen Augenblicke ein, die man im Leben oft so gern überhüpfen möchte. Aber es geht nicht immer. Der Franzose, so kläglich er auch vor einer halben Stunde im Schneegeföber ausgehoben hatte, machte nun doch nicht den Eindruck eines armen Teufels; ja, er hatte es selbst ausdrücklich gesagt, daß es ihm durchaus nicht an Geld fehle. Er hatte auch seit einigen Minuten mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand in der Westentasche gekrabbelt, wie einer, der im Sinn hat, eine gute Flasche zu zahlen. Jetzt aber, da er das Wort Variolen aussprechen hörte und sich vergegenwärtigte, daß der Arzt, an dessen Seite er solange gesessen, vor einigen Minuten mit einem Kranken gesprochen, der vielleicht selbst von den Blattern befallen war, jetzt verlor er alle Fassung. Er sträubte sich, das Zimmer zu betreten, ja er vermied es, seinem Wohltäter die Hand zu drücken. Auch von Nestel nahm er nur flüchtigen Abschied, nachdem er sich noch nach dem Postbüro erkundigt. Höflich dankte er zwar für die genossene Gunst, salutierte korrekt und sprach: «Au revoir!» aber mit einem Akzent, der ein «Jamais!» als Echo voraussetzen ließ.

Fort war er. Durchs Fenster noch sah man ihn wie eine Hummel im Dorf herumfliegen.

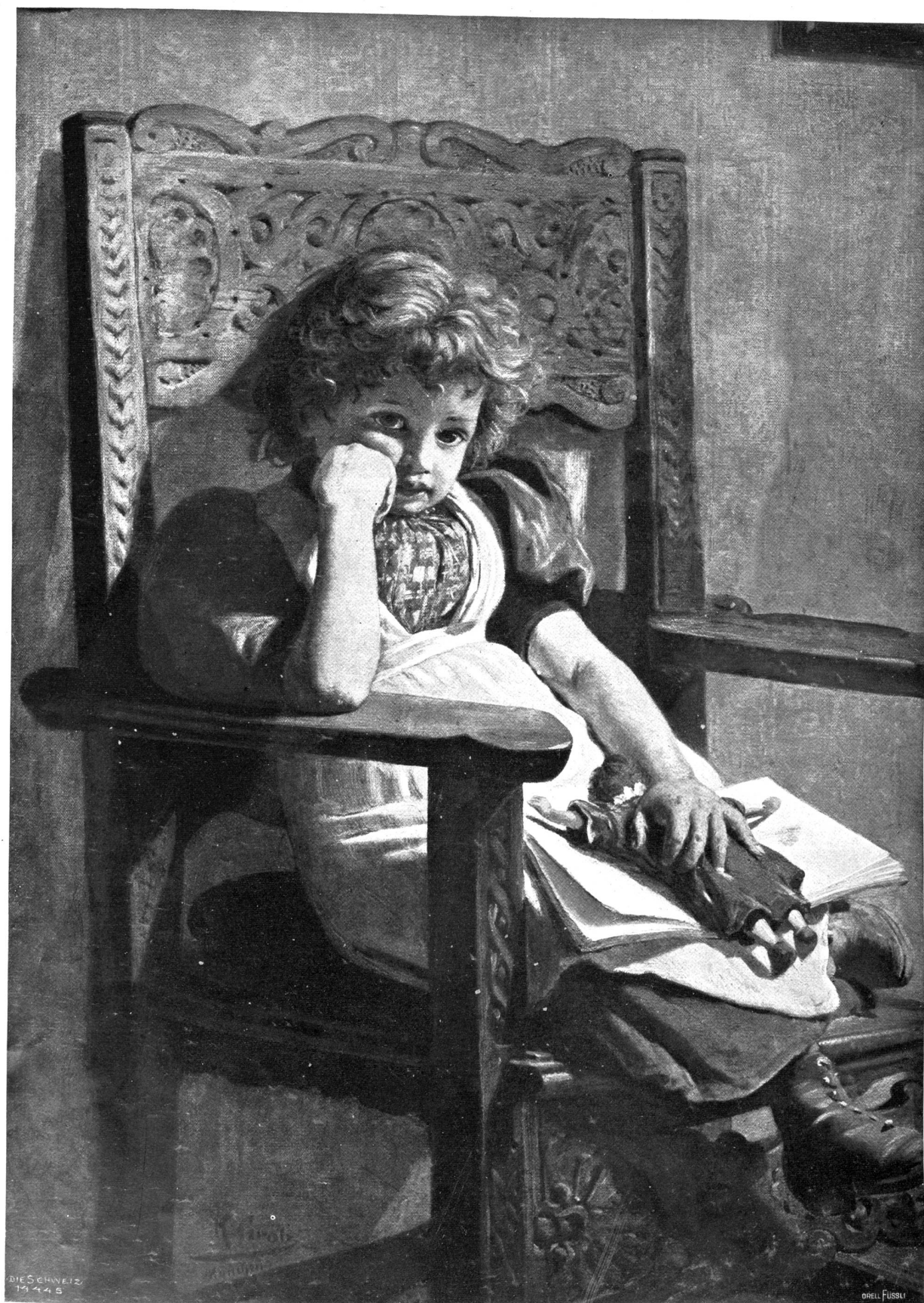
Das konnte den Zurückbleibenden gleichgültig sein. „'s ist schade,“ sagte zwar Michelet, „daß er ging; ich hätte ihn gern zu einem Fondue eingeladen. Es war zwar an ihm, Revanche zu geben; aber unter solchen Umständen mußten wir das Tüpfchen aufs i setzen.“

„Und deine Pflicht als Arzt?“ mahnte Nestel, da sein Freund alle Anstalt machte, sich zum angebotenen landesüblichen Frühstück niederzulassen.

„Alles in Ordnung!“ erwiderte gelassen der Fachmann. „Willst du mir etwa assistieren? Mein Patient erwartet mich erst in einer Stunde. 's ist ein Wasserfächtiger, dem ich's leichter machen muß. Bis wir hier fertig sind, haben sie dir drüben das Nötige zugerüstet. Aber reden wir anderes!“

Es konnte nicht fehlen, daß der blinde Passagier wieder zur Sprache kam, und nun machte Nestel kein Hehl daraus, was jener dem Eigentümer des Charabanc für einen Vorschlag hatte machen wollen.

Michelet fand sich eher zur Heiterkeit als zum Ärger angeregt. „Da hättet ihr Trompette sehen



**Trübköpfchen.**

Nach dem Gemälde von Konrad Grob (1828—1904).



sollen!" sprach er. „Die hätte den Fahrkasten, so herzensgut sonst das Tier ist, in hundert Stücke zerschlagen. Das kommt daher. Ein einzig Mal hab' ich, weil mich ein Kollege in einem komplizierten Fall um Beirat gefragt, mit dem Charabanc die französische Grenze passiert. Ich tat's als Freund, nicht um Gewinnes willen. Aber der Stallknecht in der französischen Wirtschaft, der einmal in einer schweizerischen Prison gefessen, hatte uns allen den Tod geschworen. Erst meinte ich, er habe mir das Tier verzaubert. Beim Abreisen war Trompete um keinen Preis vom Fleck zu bringen, stemmte sich, bockte, trompetete und machte Augen, als sei sie vom Teufel besessen. Die umstehende Dorfsjugend grinste vor Lust. Endlich hatte ich's heraus. «Voilà la mèche!» flüsterte einer dem andern zu. Ein Stück glühenden Zunders hatte der Halunke dem armen Tier ins Ohr getan. Seither will Trompete nichts mehr vom Jenseits der Grenzpfähle wissen, und sobald sie von einer Mairie die tricolore Blechfahne herausragen sieht, so ist Feuer im Dach! So steht's.“

In diesem Augenblick fuhr ein Wägelchen vorüber, auf dem neben dem ländlichen Fuhrmann der Herr Magdeburger saß. Er grüßte freundlich herein und eilte von dannen, in der gleichen Richtung, woher er gekommen. Somit hielt er sich mit Euch zu tun, Präsident. Eh' ich bei meinem Patienten sein muß, können wir noch von den Gemeindefrageln reden; mit den Variolen ist nicht zu spassen!“

Nach kurzer Verabschiedung sah sich Nestel allein. „Das liegt klar auf der Hand,“ meinte der menschenkundige Arzt; „er wollte sich über die Situation um Belfort als Spion orientieren und dann nach Bourdeaur oder Paris eilen, um sich ein hübsches Handgeld zu holen. Und jetzt hab' ich mit Euch zu tun, Präsident. Eh' ich bei meinem Patienten sein muß, können wir noch von den Gemeindefrageln reden; mit den Variolen ist nicht zu spassen!“

Nach kurzer Verabschiedung sah sich Nestel allein.

#### IV.

Das Traverstal war auf einige Tage für ganz Europa in aller Munde; man redete von Pontarlier und Verrières soviel wie von Paris und Versailles; in der Redaktionsstube jedes Provinzblättchens suchten die Verfasser der Leitartikel auf den Kriegskarten nach den sonst so wenig genannten Juraorten. Achtzigtausend Mann der französischen Südmarmee mit 1798 Offizieren und nahezu 10,000 Pferden waren, nachdem Bourbaki's Oberbefehl an Clinchant übergegangen, auf Schweizerboden gedrängt worden. In erster Linie waren natürlich der Eidgenossen Blicke auf die Vorgänge gerichtet, die sich in den Tannenschluchten des obern Aarusetales abspielten, Gegenden, die den wenigsten durch persönliche Anschauung bekannt waren. In allen Kantonen rüstete man sich, den ihnen zugewiesenen Fremdlingen Unterkunft zu schaffen. Rechtsrheinisch waren gar manche, die dem neutralen Lande die Bescherung von Herzen gönnten, zur Strafe für seine französischen Sympathien, ja, es waren wohl auch manche, die daran zweifelten, ob die Eidgenossenschaft, die urplötzlich dem neuentstandenen deutschen Kaiserreich zwerghaft, kaum mehr existenzberechtigt erschien, imstand sein werde, die ihr gewordene Aufgabe zu bewältigen. Chauvinisten, die ja

so schnell wie Pilze aus der Erde zu schießen pflegen, hofften sogar, es möchte sich ein Anlaß finden, den unbehüllichen Schweizern mit dem preußischen Korporalstecken zu Hilfe zu kommen, wenn sich die gefangenen Franzosen auf dem neutralen Boden muckten sollten.

So hörte man allenthalben reden und prophezeien, wünschen und hoffen.

Das letzte Aufflackern, während an der Seine schon die Friedensposaunen geblasen wurden, geschah in einer Kluse hart an der Schweizergrenze. Es kostete noch vierhundert Deutschen das Leben; denn so sehr auch die in die Jura'schluchten gedrängte Südmarmee der Franzosen in einen Zustand der Verzweiflung geraten war, so kam ihr doch nun auf einige Momente die Natur zu Hilfe. Nachdem die Bourbaki'sche Armee bei Pontarlier geschlagen war und viertausend Gefangene verloren hatte, drängte die preußische Uebermacht den Feind, dessen Oberbefehl nun in Clinchant's Händen lag, ins Schweizerland, und zwar im Einverständnis mit dem eidgenössischen höchsten Kommando, das seine deutlichen Bedingungen stellte und gerüstet war, jedem Zuwiderhandeln mit scharfen Patronen und mit dem Bajonett entgegenzutreten. 12,000 Mann unter General Billot hielten Pontarlier noch besetzt, bis der Rückzug des Hauptkorps soweit gesichert war, daß unter den Augen schweizerischer Truppen die Entwaffnung der Regimenter erfolgen konnte, die sich in drei Strömen über Vallorbes, St. Croix und Verrières ins Waadtland und nach Neuenburg ergossen; die letztere Linie, die einzige Eisenbahnverbindung mit dem Tiefenland, hatte weitaus den stärksten Andrang zu bewältigen.

Was in corpore einrückte, machte keine unerwarteten Schwierigkeiten; nur war der Zustand der Armee, der Divisionen XV, XVIII, XX und XXIV, noch viel kläglich, als man erwartet hatte. Erschreckender aber als der Anblick der durchfrorenen, todmüden, hustenden und blutpeienden Soldaten, die mit verbundenen Füßen einherrückten, ohne Ordnung, Reih und Glied beobachten zu können, war das Verhältnis der Offiziere zur Mannschaft. Wer hier mit offenen Augen die Verhältnisse überschaute, dem ward urplötzlich gar vieles verständlich. Sorglosigkeit und kaltherziger Egoismus der Offiziere schufen Haß und Geringschätzung der Truppe gegen ihre Obern. Da so das Grundelement aller glücklichen Kriegführung von oben herab untergraben wurde, so war es zu begreifen, daß alle diejenigen Elemente, die sich vom Gros des Heeres loszumachen vermochten und sich noch kräftig genug fühlten, auf eigene Faust zu wirtschaften, sich nunmehr aufs Marodieren verlegten und gelegentlich einem verhassten Offizier eine Kugel nachjagten oder ihn zum mindesten mit Worten und Gebärden insultierten. Diese Elemente waren es, die den Dienst an der Grenze, namentlich gegen Locke hin, schwierig und gefährlich machten. Darum hatten auch selbstverständlich die eidgenössischen Truppen Befehl, gegen alle Leute der Art, die sich nicht der Konvention Herzog-Clinchant fügten, scharf vorzugehen, sie eventuell nicht ins Schweizergebiet eintreten zu lassen, sondern auf alle Eventualitäten hin an die französische Grenze zurückzuführen. Doch blieben diese Zerstreuten und Versprengten stark in der Minder-

heit; das Unwetter und die überstandenen Leiden waren so unerbittlich gewesen, daß die Mehrzahl froh war, endlich einmal, ohne Manteuffel und Franzeki im Rücken kanonieren zu hören, einen sorglosen Atemzug zu tun auf freundlichgesinntem Boden, ein Stück Brot und eine warme Suppe zu genießen, die ihnen der Spender oder die Spenderin von Herzen gönnten.

Dafür war denn auch gesorgt. Nicht nur schafften internationale Gesellschaften Material her, sondern das Beste taten die Einwohner des Landes, die Neuenburger und die Leute der angrenzenden Gebiete. Da ward gekocht und gebacken; eigenhändig bewirteten und bedienten die Frauen die todmüden Soldaten, von denen gar mancher so schwach war, daß er keinen andern Dank für die Geberin hatte als einen müden, feuchten Blick aus hohlem, fast schon gebrochenem Auge. Jetzt erst fühlten sie ihr Elend recht in seiner ganzen Tiefe, da die Aufregung der Flucht und Verfolgung einer ruhigeren Bestimmung Raum gab, da sie den entsetzlichen Zusammenbruch ihres Kriegsstolzes, die Faulheit ihrer militärischen Organisation und das Ungewisse der Zukunft vor sich sahen.

Einer Bäuerin schossen die Tränen in die Augen ob einem Schauspiel, das kaum eine Minute dauerte. Sie hatte einem Troupier ein Stück schmierigen, schwärzlichroten Rostfleisches, das er im Zipfel des Mantels mitgebracht, genommen und es weggeworfen. Für die unsaubere Kost bot sie ihm ein Schüffelehen mit duftender Suppe. Statt dieses gleich an die Lippen zu setzen, hielt der Mann einen Moment lang beide Hände über das Gefäß, als wollte er sie wärmen. „Das ist ein Tischgebet,“ dachte die Frau; „der hat's wohl lange verlernt.“ Der Franzose erriet ihre Gedanken, und frei heraus sprach er: „Vous avez raison, ma mère. Mais ce n'est pas pour moi que je prie, c'est pour vous et votre maison!“

Dann wischte er sich mit dem Ärmel über die Augen.

Solcher Szenen mögen im ganzen Schweizerland unzählige vorgefallen sein. Doch auch andere Bilder waren nicht selten, Bilder, die nicht Nührung und Wehmut, sondern glühenden Manneszorn hervorrufen mußten. Wenn man z. B. hörte, wie die Soldaten die grenzenlose Unordnung schilderten, die schon in Besançon geherrscht hatte und die sich steigerte bis zur Katastrophe von Pontarlier, wo ihnen die Preußen 223 Wagen mit Lebensmitteln wegnahmen! In dem kleinen Uhrmacherstädtchen waren zur Nahrung für die zusammengebrängten Flüchtigen acht Wagen mit Mehl am Bahnhof; aber niemand war da, der das Mehl in Brot verwandelte. Es wurde auch erzählt, wie die burgundischen Bauern ihre Heuvorräte vor den Truppen verbargen, während man zu gleicher Zeit sehen mußte, wie die armen Pferde, unlichern Drittes wegen der ungepikhten Eisen, sich den Misthaufen vor den Häusern näherten und mit gierigen Lippen einen Büschel halbverfaulter Strohhalme herauszukriegen suchten. Das Haar fraßen sie einander von Mähne und Schweif, ja Späne von den Lafetten der Kanonen verschmähten sie nicht. Kein Wunder daher, wenn die kraftlosen Tiere zu Hunderten hinjanken und vor Frost und Hunger im Schnee am Rande der Straße ihr Leben verröchelten.

Ein düsteres Bild war es, an den Rückzug von Moskau erinnernd, als sich die langen Kolonnen der Armeetrümmer zwischen den verschneiten Abhängen des Kreuzetales herunter durch den Kessel von St. Sulpice nach Fleurier und Travers bewegten, das die an der Spitze marschierende Artillerie mit den Mitrailleusen und Gebirgsbatterien auf den Abend des ersten Februar noch erreichen mußte, damit in Zeit von zweimal vier- undzwanzig Stunden der definitive Uebertritt und das Waffenniederlegen vollzogen werden konnte. Hundert- undachtzig Kanonen mit viertausend Pferden kamen allein über Verrières. Dazu ein endloser Park. Welcher schweizerische Wehrmann, welcher Bürger bis zum Schulbuben hinunter mußte sich da nicht in die Lage versetzen und sich fragen: Wenn das die Unsrigen wären?

Ein Zivilist war es, der, als er einen Moment zum Kreuzen der Straße abwartete, einem von der Trainmannschaft, der mit brutalen Fauststößen ein Pferd mißhandelte, kategorisch und in bestem Französisch zurief: „Laßt das! Hier sind wir auf Schweizerboden. Auch die armen Tiere stehen in unserer Obhut!“ Der zurechtgewiesene Welsche schaute auf, halb stupid, halb entrüstet, daß es sich ein Nichtmilitär herausnahm, sich in dienstliche Angelegenheiten zu mischen; doch als schweizerische Wehrmänner, die mit aufgepflanztem Bajonett den Train eskortierten, auf die Seite ihres Landmannes traten und dem Fahrnecht Rücksicht auf die erbarmungswürdigen Pferde empfahlen, da schickte er sich drein. Es war dem Volke ja alles gleichgültig geworden, wenn man sich nur sobald wie möglich, aller Pflichten ledig, hinstrecken und dem Schlaf und meinetwegen dem Nimmererwachen hingeben konnte.

Kein anderer als Nestel war es, der so entschieden das Wort ergriffen. Den Soldaten imponierte er trotz seiner bürgerlichen Kleidung und seiner rundlichen Behablichkeit durch die Worte: „Ich kenn' das Kriegswesen so gut wie ihr; ich hab' auch schon Dienst getan. Für Neuenburg war's. Unter Dufour. Auch im Winter. Anno 56!“

Bei diesem Namen fuhren einige salutierend ans Käppi.

„Kann ich mit meinem Fuhrwerk nach Fleurier kommen?“

Er wies bei dieser Frage auf einen mit allen möglichen Kisten und Ballen beladenen zweispännigen Wagen, der die Signalfahne einer internationalen Hilfsgesellschaft trug.

„Wird schon gehen! Aber rasch!“ erwiderte ein Offizier.

Gleich saß der Reisegewandte wieder neben dem Fuhrmann, und dieser trieb die Pferde an, die freigewordene Straße auszunützen.

Nestel hatte in kurzer Zeit vieles getan. Bald, nachdem er sich von Riemer getrennt und in Welschbern auf seiner Fahrt mit Michelet sich über die Veränderung des Kriegsschauplatzes orientiert hatte, bereute er es, den jungen unerfahrenen Kollegen dahin instruiert zu haben, wo nun wider Erwarten das größte Chaos regierte. Die zuerst einlaufende Nachricht, daß der junge Mann sich mehr mit den kriegsrischen Tagesereignissen als mit den Berufsgeschäften



Abend. Nach Federzeichnung von Karl Sailer, Zürich.

befasse, und das darauf erfolgende Ausbleiben weiterer Korrespondenzen beunruhigte den gewissenhaften Geschäftsvertreter aufs höchste. Rasch entschlossen hatte er seinen Kurs geändert und mit Einsicht und Glück für sich und sein Mustermaterial auf einem durch Kriegsflagge privilegierten Fuhrwerk dadurch Raum gewonnen, daß er sich dem Landesunkundigen auf alle Weise nützlich erwies.

Eine Stunde später stand er im Hausflur der Madame Regnier, die ihm diesmal mehr wie je als eine Mère des voyageurs erschien.

Das Zusammentreffen war für beide eine Erlösung; denn die über Hals und Kopf mit dem Militär beschäftigte Wirtin beherbergte und pflegte den krank gewordenen Kiemer, als wenn er ein alter Hausfreund wäre, mütterlich sorgsam, weil sie wußte, daß er Nestels Schützling war, der seit Jahrzehnten das Haus frequentierte.

„Eine schöne Befehrerung war das!“ erzählte sie, indem sie den Ankömmling in die warme Gaststube führte. „Schon krank war er, als er ankam, und durchschwärmte die Nacht mit den Montagnards in Eis und Schnee, kletterte über die Berge, zu schauen, was an der Frontiere geschehe. Ist das nicht Gott verjucht?“

„Wo befindet er sich?“

„In Nummer Achtzehn, wo er niemand im Weg ist und wo ihn kein Lärm stört. Aber es ist besser, Sie gehen noch nicht hinauf. Heute ist er endlich einmal zur Ruhe gekommen; es wird sich zeigen, ob die Krankheit überstanden ist. Sie kennen Nummer Elf? Da ich ihn ins Bett spedierte, als er, bellend und pfeifend wie ein süchtiger Hund, heimkam, und ihm die Stiefel verstaubte, daß er nicht mehr ausgehen sollte, was muß ich erleben? Zum Fenster hinaus ist er geklettert, auf die Laube, durch den Hof aus dem Haus und, schon das Fieber im Leib, nochmals in die Truite, weil er's den Freunden versprochen habe, und verjubelt eine ganze Nacht. Aber jetzt in Nummer Achtzehn hat es ein Ende mit dem Ausreißen. Da ist der Hof sechs Meter tief, und überdies hab' ich seine Kleider zum Schneider getan. Zwar sind sie wieder zurück; aber er kriegt sie nicht in die Hand, bis sie ihm vom Doktor verschrieben werden.“

Es war noch ein Stündchen abzuwarten, bis der Mittagstisch serviert wurde. Das kam Nestel um so gelegener, als er im Hausflur die Koffer eines Konkurrenten wahrgenommen hatte. Dem konnte er, während jener nach der Sitte des Landes dem Abfintz nachging, zuvorkommen, daß er seinem Geschäft bei der



dermalig kritischen Sachlage nicht etwa alte Kunden abspenstig mache. Bei Tisch war dann der Attentäter nicht übel überrascht, von seinem am Ehrenplatz sitzenden Kollegen zu vernehmen, daß er glücklicherweise trotz aller Reiseschwierigkeiten nichts Wichtiges versäumt habe; des kranken Niemer ward mit keinem Wort gedacht.

Unterdessen suchte droben im einsamen Fremdenzimmer des Hinterhauses Niemer seine Gedanken zu ordnen, zu unterscheiden, ob er sich wirklich unter dem Dach der vielgerühmten Mère des voyageurs befinde oder ob er nicht vielmehr in eine Räuberhöhle geraten sei. Da sein Zimmerfenster nach hinten hinaus gegen ein einsames Höfchen und schneebeladene Dächer schaute, so vernahm er von dem Weltgetriebe, das sich im Traverstal abwickelte, nicht viel mehr als unzusammenhängenden Lärm von Fuhrknechten, Soldaten und Uebernächtlern, die sich im Hofraum, Stall oder in den Remisen ein Unterkommen erbaten. Seit der Frühstücksstunde war Madame Regnier nicht mehr dagewesen; doch war er überzeugt, daß sie mehr als einmal an seiner Tür gelauscht. Sie hatte ihm auf den Abend noch einmal den Besuch des Arztes zugesagt, der nicht eher loskommen konnte, weil im Ort selbst und bei auf der Straße Liegenden alle Hände voll zu tun war. Niemer schickte sich darein. Die Ermüdung, die ihn nach überstandnem Fieber heimsuchte, ließ ihm eine ausgiebige Ruhe nur willkommen erscheinen. Nur ärgerte ihn, daß man ihm die Kleider weggenommen, und zwar unter dem Vorwand, sie müßten auf einen Tag in die Poliklinik zum Schneider, da sie auf dem Gebirgsausflug von Felsen und Tannen übel zugerichtet worden seien. Daran konnte sich nun der Inhaber gar nicht erinnern; viel wahrscheinlicher schien es ihm, daß die sogenannte Reisendenmutter ein engherziges Weib sei, Mißtrauen gegen ihn hege und ein Pfand in Händen haben wolle. Seltsam schien es ihm, daß sich keiner von denen um ihn bekümmerte, mit denen er so schnell Freundschaft geschlossen und den winterlichen Marsch an die Grenze unternommen. Er konnte sich auch gar nicht mehr recht entsinnen, wie die Dinge alle zusammenhingen, der Generalmarsch, die Entwaffnung der Franzosen und sein eigenes Treiben und Getriebenwerden in der ereignisreichen Nacht; nur erinnerte er sich, daß ihm mit bedeutungsvollen Blicken die zwei Geistlichen noch einmal erschienen waren, die ihm wenige Tage zuvor vom Ende der Welt erzählt. Nachher, als man nach mehreren Flaschen Cortaillos noch einen Glühwein getrunken, war ihm urplötzlich vorgekommen, er sei selber am Ende der Welt, am Ende seines Lebens; so tanzte es um ihn her mit Flämmchen an den Bajonetten und mit Teufelchen, die bei seinem Eintritt in die Hölle mit höhnischem Gist: „Wer-da?“ riefen.

Er war gegen Abend wieder aus einem Halbschlummer erwacht und fühlte sich nicht nur ordentlich hergestellt, sondern geradezu eflustig, ja ausgehungert nach dem laugen Fasten. Mit gespannten Nerven lauschte er auf jedes Geräusch, das ihm ein Ende seiner Gefangenschaft verkünden konnte; doch hütete er sich, Lärm zu machen; denn er fürchtete, solcher möchte von der klugen Hauswirtin als neuer Fieberanfall, als Ausbruch der Krisis gedeutet werden.

So ein Stündchen der selbstprüfenden Einsamkeit ist dem langen Tag der Juden zu vergleichen. Moses mit seiner weisen Gesetzgebung hat gar wohl gewußt, daß die Mehrheit der Menschen, auch derjenigen, die sich klug und weise dünken, nie dazu kommt, weil sie nie dazu kommen wollen, Einkehr bei sich selbst zu halten; er hat ihnen darum, weil seine Leute Juden waren, beides verboten, alle sinnlichen Genüsse und die größte aller Weltfreuden, das Geschäftemachen, vierundzwanzig Stunden lang, vom Sonnenuntergang bis abermal zum Sonnenuntergang. Essen und Trinken entbehren und was drum und dran ist, dazu kann sich ein Israelit noch verstehen; aber keine Geschäfte machen — vierundzwanzig Stunden lang! — das ist hart, sehr hart. Bei Niemer, dem Christen, umgekehrt; er hatte nun seinen langen Tag, weil er das Geschäftemachen versäumt hatte und den Tagesneuigkeiten nachgegangen war. Dafür lag er nun in der Pönitentz und Buße.

Wer daheim krank liegt, der findet sich im gewohnten Raum. Die Bilder an der Wand, die Schaufstücke auf Kästen und Kommoden, das Dessin der Tapete, das Ticktack der Pendüle, ja die Unebenheiten in der Fensterscheibe, die den Anblick der Außenwelt hie und da etwas verzerren, es sind alles Dinge, die man schon tausendmal beobachtet, und doch suchen die zur Ruhe und Ergebung verurteilten fünf Sinne ihre Unterhaltung darin, etwas Neues zu entdecken, etwa einen Schablonenfehler in der Tapete oder die Tatsache, daß jeweilen der einundzwanzigste Pendelschlag etwas matter klingt. Man lernt mit wenigem zufrieden zu sein. So ging es auch Niemer. Er hatte geglaubt, er sei nun auch ein Nad in der Weltgeschichte, als er die geschlagene Armee vor sich herdefilieren sah und als er rings um sich von nichts als Versailles, Paris und Berlin, blutigen Schlachten und prunkvollen Krönungsfeiern reden hörte. Jetzt bestand sein ganzes Trachten darin, etwa nach der Uhr auf dem Nachttischchen zu schielen oder einen Schluck Tisane zu Gemüte zu führen, die im mächtigen grüngeblühten Milchkübeln ihm zu Gebote stand.

Es war schon stockpfechfinster in der Stube, als er Schritte und Stimmen vor seiner Tür hörte. Deutlich vernahm er der Wirtin Worte: „Il a refusé le moine!“

Trotzdem ihm das Wort wie eine Nadel ins Rückenmark fuhr, so nahm er sich doch vor, da er den Besuch des Arztes vermutete, geduldig alles über sich ergehen zu lassen, nur um nicht durch Opposition den Schein von fieberhafter Unzurechnungsfähigkeit zu erwecken. Er wollte sich auch gegen Madame Regnier recht artig und dankbar erweisen, nur um seine Kleider, geflickt oder ungeflickt, sobald als möglich in seine Hände zu bekommen. Zu diesem Behuf hielt er es für zweckmäßig, sich erst fest schlafend zu stellen und dann vor den Augen des Gewährsmannes fröhlich zu einem neuen Leben zu erwachen. Gern wollte er ja diesem den Könnenanteil des Dankes für die wiedergewonnene Gesundheit zuerkennen. Da der Patient die Tür unverriegelt wußte, wozu er sich auf den Wunsch seiner Herbergsmutter einverstanden erklärt hatte, so konnte er die Komödie leicht durchführen und sich gegen die Wand lehnen, als ob er den Schlaf des Gerechten





**Karnevalsbild.**

Nach dem Gemälde von Konrad Grob (1828—1904).

schlafe. Konsequenter Weise gab er dem erst schwachen, dann lautern Anklopfen kein Gehör, und er wandte sich auch noch nicht um, als er hörte, wie Madame Regnier mit noch jemand ins Zimmer trat und sprach: „Da ist er. Ich lasse Sie allein. Ich kann drunten keine Minute abkommen.“

Nestel hatte weder Anatomie noch Physiologie studiert; aber der Zusammenhang der Menschenseele mit dem Menschenleib war ihm in seinen mannigfaltigen Lebensschicksalen gelegentlich so klar geworden, daß ihn mancher praktische Arzt um seine Kenntnisse und seinen Scharfblick beneiden konnte. Zudem befand man sich in den ersten Tagen des Februar, wo die Kagen sowieso auf allen Dächern rege werden. Jetzt, wo er sich nach einer mehrtägigen Heziagd allein befand und nachdem ihm die Hausmutter auf der Treppe und im Hausflur noch manches Tröpflein klaren Weines eingeschenkt, war er vollständig im Reinen, um welche Krankheit es sich handle — weder um Typhus noch um eine Lungenentzündung, vor denen man allerdings in diesen Tagen Angst bekommen konnte, sondern um ein in der welschen und deutschen Schweiz, namentlich in den Landstrichen weitverbreitetes Uebel, wo man bei animierter Gesellschaft um verhältnismäßig billigen Preis zu einer guten Flasche gelangt, wo deutscher Durst und welsche Trinklust miteinander Schmollis machen. Nun war aber Nestel trotz seiner urgemütlichen Natur und edeln Duldsamkeit keiner von denen, die alles mit Humor und schlechten Wigen unter den Tisch zu wischen trachten; den oft wiederholten Satz: *Les affaires avant tout!* faßte er nicht in allzu profaischem oder gar zu jüdischem Sinne auf, sondern in dem des strengen Pflichtbewußtseins. Darum stürzte er sich auch nicht, da er den nach der Wand gefehrten, kagenjämmerlich geknickten Kollegen schwer atmen hörte, mit lustigen Scherzworten oder mit phrasenreichen Freundschaftsbezeugungen auf ihn zu, sondern er blieb ganz ruhig und wortlos stehen und kreuzte die Hände auf dem Rücken, daß es den Anschein hatte, er wolle wieder rechtsumkehrt machen und sich der Tür zuwenden.

So mochte es dem Lauernden vorkommen, der unter der Decke zusammengefahren war, als er seines Mentors Stimme erkannt hatte. Des überlegenen Mannes Art und Weise wohl kennend, änderte er schnell entschlossen die Rolle und begann, statt bloß schwer zu atmen, nunmehr zu röcheln und stöhnen, als ob er von den größten Schmerzen durchwühlt würde. Zimmer noch die Hände auf dem Rücken, stand Nestel inmitten des Zimmers wie ein Kriminalbeamter, der sich die Lokalität so recht gründlich betrachten will. Da endlich faßte der *Malade imaginaire* einen kühnen Entschluß, tat, als ob er soeben aus schweren Träumen erwachte, drehte sich um und sah seinen Reisekompagnon von Angesicht zu Angesicht. Trotz dieses Manövers blieb Nestel seinem Voratz getreu, die ganze Geschichte nicht als Zufall und Unfall, sondern als sträflichen Leichtsinns aufzufassen und dem jungen Mann, dem er sein Zutrauen geschenkt, die gerechten und wohlgemeinten Vorwürfe nicht zu ersparen.

Acht Tage war es gerade, seitdem sie miteinander nachtlagernd am See drunten das Zimmer geteilt, wo nach fröhlichem Trinkabend Niemer von seinem Schutz-

patron noch so manchen wohlgemeinten Wink bekommen, und jetzt war eine ganze Woche ohne Förderung der Geschäfte abgelaufen, so manches Nötige versäumt, daß schon zweimal von daheim vom Prinzipal besorgte Anfragen und dringendes Verlangen um Aufklärung eingelaufen waren.

Von alledem schien der zur Rede gestellte Niemer nichts zu ahnen. Er konnte gar nicht begreifen, daß bereits soviel Zeit verflossen; noch weniger konnte er begreifen, daß die Menschen jetzt mitten im Kriegsgetümmel noch von Geschäften reden mochten.

„Essen und Trinken vergessen wir auch nicht!“ gab Nestel schlagfertig zur Antwort. „Unsere Berufserfüllung darf keinen Augenblick stillstehen, der Handel ist ein wichtiges Rad im Weltgetriebe.“

Wenige Minuten später war Nestel wieder drunten bei der Wirtin, wo er ein warmes Abendessen anordnete und zugleich befahl, daß man dem genesenen Uebeltäter seine Kleider wieder zustelle. Vor allem sei es dessen Pflicht, bei der Wirtin um Verzeihung zu bitten für die Mühe, die er ihr verursacht, und den Mangel an Vertrauen, den er ihr bewiesen.

Drunten in dem mit gemalten Tapeten gezierten kleinen Sälchen, das die *Mère des voyageurs* stets für diejenigen zu reservieren wußte, die ihr besonders ans Herz gewachsen, hatte Nestel, der keine Minute ungenützt zu verträdeln pflegte, Briefe und Telegramme vor sich ausgebreitet, Musterblätter, Zirkulare und den ganzen Papierregen, der vom Handelsreisenden unzertrennlich ist. Neben der Abwicklung der reichhaltigen Agenda gab er noch an einen der Nachbarische Red und Bescheid, wo hinter der Flasche einige von denen saßen, die nach der Landesitte glauben, der eigentliche Boden für den Geschäftsverkehr sei die Wirtsstube, weil man da allzeit den hellsten Kopf habe. Als endlich die Madame wieder auf ein paar Minuten hereintrat, den lange Vermißten nun einmal gründlich zu sprechen und ihm ihr Herz auszuschnitten, da verstand er es in seiner leutseligen Weise, sie die Aufregung und Mühsal der letzten Tage durch die Versicherung vergessen zu lassen, daß der Gasthof nun für lange Zeit keinen Mangel leiden werde, da gar mancher, der das Traverstal bisher kaum dem Namen nach gekannt, es nicht versäumen werde, die Gegend kennen zu lernen, wo sich ein für die Schweiz so wichtiges Ereignis abwickelte. Einige Verwaltungsbeamte, die noch mit ihren Kantonnementsangelegenheiten zu tun hatten, mischten sich ebenfalls ins Gespräch und konnten die Umsicht der Wirtin, ihre Liebenswürdigkeit und ihren feinen Takt in kritischen Momenten nicht genug rühmen.

Sie wies die schönen Reden zurück, die sie nicht verdiene; sie tue ihre Pflicht, weiter nichts, hiemit punktum! Was das Zuströmen neuer Kunden betreffe, so verhielt sich die kluge Frau ziemlich ungläubig; sie wolle zufrieden sein, meinte sie, wenn sie die alten nicht verliere; sie habe in den letzten Tagen Leute genug kennen gelernt, an denen eine Wirtin nicht viel Freude erleben könne.

Jetzt trat Niemer ein.

„Nicht diesen mein' ich!“ sagte sie heiter und mit freudlichem Handbieten auf ihn zuwendend. „Nicht wahr,

Monsieur, das ist der rechte Doktor, der versteht's?" sagte das Weibchen, auf Nestel deutend.

Bald saß man traulich zusammen, und Madame ließ es sich, aufs höflichste eingeladen, recht gerne gefallen, diesmal auch von der Gesellschaft zu sein, hatte sie doch die letzte Zeit über oft genug nicht zehn Minuten gefunden, ordentlich sich selbst zu bedenken.

Niemer hatte sich während des Ankleidens auch ein wenig gesammelt und seine Lage überschaut. Nun schämte er sich nicht wenig, so einigermaßen wie ein Schulbublein dazustehen; daher suchte er nach Anhaltspunkten, sein Benehmen soweit wie tunlich, in ein günstiges Licht zu stellen. So kam es ihm auch ganz erwünscht, als ihn angesichts der andern Anwesenden sein Freund und Kollege ohne irgendwelche Bitterkeit fragte, wie er eigentlich zu der Krankheit gekommen, die ihn so schmachlich niedergeworfen. Die eigentliche Lösung des Rätsels — denn um ein solches handelte es sich immerhin — kam aber ihm selbst so unerwartet wie der hochverständigen Madame Regnier und dem weltgewandten Nestel, und erst durch diese Lösung fand die Reisegeschichte ihr natürliches und vergnügliches Ende.

Er gewann denn auch mehr und mehr Anteil und Sympathie der Zuhörer, als er erzählte, wie die Schneewanderung auf die äußersten Grenzhöhen bei der Côte aux léés und von da undenklich mühsam nach der Grenze hinunter verlaufen sei, wie man den Sturm auf Chaffois Schuß auf Schuß gehört und wie ihnen ein flüchtiger Moblot erzählt, er habe mit eigenen Augen gesehen, daß ihnen zwei Generale durch die Preußen weggefangen worden seien, und zwar nicht auf dem Schlachtfeld, sondern am Billardtisch, im gleichen Moment, wo die Truppen dreizehn Kanonen und Mitrailleusen den Feinden übergeben mußten. Solche Details waren denn doch einen Tagmarsch wert. Und leider entsprachen sie dem allem, was die Zuhörer und was selbst die Wirtin an den letzten Tagen mit eigenen Augen gesehen. Der Berichterstatter fuhr fort mit seiner Darstellung des ereignisreichen Tages und gab dann zu, daß er abends schon starkes Wühlen und Krabbeln in der Brust verspürt und er angesichts der vielen hustenden und blutspieenden Flüchtigen selber an eine Lungenentzündung gedacht habe; aber nach dem Genuß eines warmen Grogs sei das Uebel wieder verschwunden, und die Zusage, die er den Wanderkameraden gegeben, sich am andern Abend wieder in der Truite einzufinden, habe er nicht brechen können, und wäre es ans Leben gegangen. Es wurde eingestanden und bestätigt, daß er, da ihm die Stiefel versteckt waren, in den Pantoffeln den Nachtwandler gespielt, und es wurde zugegeben, daß er andern Tags von einem unleugbaren Fieber befallen worden sei; wirbelsinnig sei er aber erst durch das Benehmen der Wirtin geworden, deren plötzlich ganz verändertes Auftreten ihn geradezu um die fünf Sinne gebracht habe.

Jetzt sahen die Uebrigen bald gegenseitig einander

verwundert ins Gesicht, bald auf den Sprecher, ob dieser wohl nicht ganz bei Trost wäre. Er fuhr, fast triumphierend, fort: „Da ist's mit mir herumgegangen wie ein Wirbelwind, Madame Regnier, als Sie mir mit der Beichte, mit der letzten Delung drohten oder mit Befehrungsversuchen nach der Dominikanerweise, mir, einem Protestanten!“

„Ich, eine Protestantin!“ sprach marmorkalt die Wirtin, und als Echo fügte Nestel bei: „Eine Neuenburgerin, eine Schülerin Farel's!“

Bei diesen Worten fühlte Niemer etwas wie einen kalten Ueberschlag oder eine warme Ohrfeige; bei sich selbst mochte er denken: „Verdammtes Loch im Schulfack!“ Da er aber merkte, daß man ihn ziemlich einmütig für übergeschnappt oder im höchsten Grad fiebernd hielt und daß die Wirtin sich mit forschenden Blicken bei Nestel Rats zu holen schien, da fuhr er, fast an sich selbst zweifelnd, im Ton eines Monologes fort und zwar entschieden zu der Wirtin gewandt: „Hab' ich denn geträumt, als Sie zu mir sagten: Il me faut chercher le moine! Bin ich nicht aus dem Bett gesprungen, hab' ich nicht gerufen: Ich brauche keinen Mönch, ich will keine Pfaffen!“

„Moine! Bettflache!“ rief Nestel aus und schlug die Hände zusammen.

Zweite Ohrfeige. Heilung!

Jetzt war das Rätsel gelöst! Der Zusammenhang ergab sich nun zu allgemeiner Heiterkeit von selbst. Dem Fiebernden waren die beiden südfranzösischen Geistlichen und ihre Gespräche vom Ende der Welt wieder ins Gedächtnis gerückt und spukten da auf ihre Weise. Und die gute Mère des voyageurs hatte aus lauter Menschenliebe scheinbar das Uebel ärger gemacht, in Wirklichkeit aber vielleicht eine schwere Krankheit verhütet. Nun jedoch, je größer der Zwist, desto schöner die Versöhnung. Man räumte der trefflichen Frau gerne ein, daß sie alles Mögliche getan, zu erzielen, daß der Kranke in ihrem Hause nicht zu viel von sich reden mache aus Gründen, die jeder Wirt im Interesse seines Geschäftsganges beobachten wird; man gab es auch als ganz natürlich zu, daß man leicht an Lungenentzündung und Typhus glauben mochte zu einer Zeit, wo Sterbensfranke zu Hunderten das Tal erfüllten und fast in jedem Haus Hilfslose auf den Dielen lagen.

Alles, was Anstoß erregt hatte, war nun gar bald ausgeglichen. Nun ging es ans Anstoßen mit den Gläsern aufs Wohl des verlorenen Sohnes, den man wiedergefunden, aufs Wohl des getreuen Freundes und Natgebers, der herbeigeeilt und mit dem Mantel der christlichen Liebe die Unklugheit des Neulings zu bedecken und alle übeln Folgen in eine Reihe guter Lehren umzuwandeln versprach. Am allervollsten und reinsten erklang aber das Hoch, das man der Mère des voyageurs brachte, die ihren Ehrentitel aufs neue erworben hatte.

